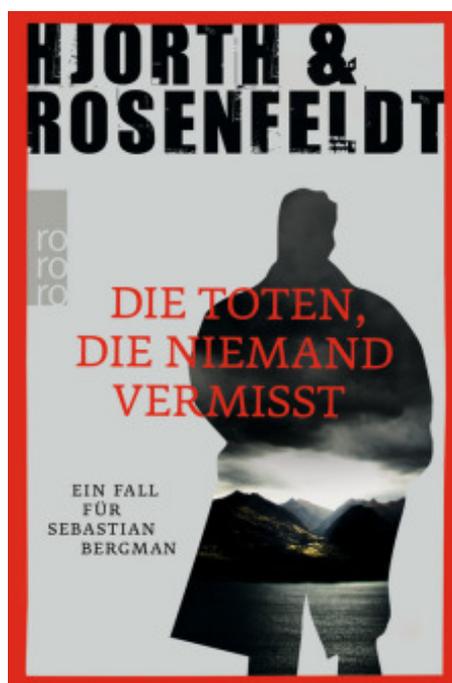


Leseprobe aus:

Hans Rosenfeldt, Michael Hjorth

Die Toten, die niemand vermisst



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

**HJORTH &
ROSENFELDT**

**DIE TOTEN,
DIE NIEMAND
VERMISST**

EIN FALL FÜR SEBASTIAN BERGMAN

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen von Ursel Allenstein

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel «Fjällgraven»
bei Norstedts Förlagsgrupp AB, Stockholm.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juli 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Fjällgraven» Copyright © 2012
by Michael Hjorth & Hans Rosenfeldt
Redaktion Annika Ernst
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,
nach einem Entwurf von Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
(Umschlagabbildung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich)
Satz Thesis Antiqua Post Script (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26661 4



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen, Schweden.

Diesmal hieß sie Patricia.
Patricia Wellton.

Neue Orte, neue Namen.

Am Anfang war das am schwersten gewesen – zu reagieren, wenn sie von Hotelportiers und Taxifahrern angesprochen wurde.

Aber das war lange her. Mittlerweile nahm sie den Namen auf ihren neuen Papieren an, sobald sie sie in der Hand hielt. Auf dieser Reise war sie bisher nur einmal namentlich angesprochen worden, von dem Autovermieter in Östersund, der ihr mitteilte, dass der von ihr bestellte Mietwagen nun frisch gereinigt und fahrbereit sei.

Sie war pünktlich gelandet, um kurz nach fünf am Mittwochabend, und hatte den Arlanda Express in die Stockholmer Innenstadt genommen. Es war ihr erster Besuch in der schwedischen Hauptstadt, aber sie beschränkte ihr Sightseeing auf ein nahegelegenes Restaurant, in dem sie ein frühes und ziemlich geschmacksarmes Abendessen einnahm.

Um kurz vor neun stieg sie dann in den Nachtzug, der sie nach Östersund bringen sollte. Sie hatte sich ein eigenes Abteil im Schlafwagen gebucht. Nicht weil sie glaubte, dass man ihr auf die Spur käme, auch wenn ihre Täterbeschreibung womöglich der Polizei und anderen Behörden mehrfach vorlag, sondern weil sie nicht gern mit fremden Menschen in einem Raum schlief. Es nie gern getan hatte.

Nicht in jungen Jahren mit ihrer Volleyballmannschaft, wenn sie zu Turnieren fuhr. Nicht während der Ausbildung, weder auf der Basis noch im Feld.

Und auch nicht bei ihren Aufträgen.

Nachdem der Zug den Bahnhof verlassen hatte, war sie ins Bistro gegangen, hatte sich eine kleine Flasche Wein und ein Tütchen Erdnüsse gekauft und sich in ihr Abteil zurückgezogen, um zu lesen. *I know what you're really thinking*, ein neues Buch mit dem etwas skurrilen Untertitel: *Reading Body Language like a Trial Lawyer*. Die Frau, die derzeit Patricia Wellton hieß, wusste nicht, warum ausgerechnet Strafverteidiger eine besondere Begabung für die Deutung von Körpersprache haben sollten. Sie war jedenfalls noch nie auf einen von ihnen gestoßen, der sich auf diesem Gebiet hervorgetan hätte. Doch das Buch war, wenn schon nicht unbedingt lehrreich, so doch zumindest spannend und unterhaltsam. Um kurz nach eins schlüpfte sie zwischen die sauberen, weißen Laken und löschte das Licht.

Fünf Stunden später stieg sie in Östersund aus und fragte sich zu einem Hotel durch, wo sie ein ausgiebiges Frühstück einnahm, ehe sie sich zu der Avis-Filiale begab, bei der sie einen Wagen reserviert hatte. Aber das Auto stand noch nicht bereit, also musste sie warten und bekam eine Tasse Maschinenkaffee angeboten.

Es war ein neuer anthrazitfarbener Toyota Avensis, mit dem sie nach knapp hundert Kilometern die Stadt Åre erreichte. Die ganze Fahrt über hatte sie sich an die Geschwindigkeitsbegrenzungen gehalten, denn es war nicht nötig, sich einen Strafzettel einzuhandeln, obwohl es im Prinzip auch nichts ausmachen würde. Soweit sie in Erfahrung gebracht hatte, durchsuchte die schwedische Polizei bei kleineren Verkehrsdelikten nicht gleich das Auto und das Gepäck. Und ihr Auftrag konnte höchstens dadurch gefährdet werden, dass man ihre Pistole entdeckte. Sie hatte keine Papiere, die sie dazu berechtigten, in Schweden eine Waffe zu tragen. Wenn Polizeibeamte ihre Beretta M9 fänden, würden sie jedoch nachforschen und entdecken, dass Patricia

Wellton an keinem anderen Ort als im Hier und Jetzt existierte. Daher drückte sie nicht allzu sehr aufs Gas, sondern fuhr gemächlich an den grasgrünen Skipisten vorbei und hinein in die kleine Stadt, die über dem See lag.

Sie machte einen kurzen Spaziergang, wählte auf gut Glück ein Café und bestellte sich ein Panino und eine Cola light. Während sie aß, studierte sie die Landkarte. Vor ihr lagen noch knapp fünfzig Kilometer auf der E14, ehe sie abfahren und den Wagen parken würde, anschließend war es noch eine Laufstrecke von etwa zwanzig Kilometern. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Wenn sie drei Stunden rechnete, bis sie vor Ort war, und eine weitere, um die Spuren zu beseitigen, zwei, um sich wieder zum Auto zu begeben und Bericht zu erstatten ... dann wäre sie am Abend pünktlich in Trondheim, um von dort den Flug nach Oslo zu erreichen und am Freitag den Anschluss nach Hause.

Nach einem weiteren Spaziergang durch Åre setzte sie ihre Fahrt nach Westen fort. Obwohl sie bei ihrer Arbeit schon viel herumgekommen war, hatte sie eine solche Landschaft noch nie erlebt. Die sanften Berge, die deutliche Baumgrenze, das Sonnenglitzern auf dem Wasser im Tal. Hier könnte sie sich wohl fühlen. In dieser Einöde. Der Stille. Der klaren Luft. Hier würde sie gern einmal eine einsame Hütte mieten und lange Wanderungen unternehmen. Angeln. Im Sommer das Licht genießen und im Winter am offenen Kaminfeuer sitzen und lesen.

Vielleicht irgendwann einmal.

Vermutlich nie.

Als ein Schild anzeigte, dass es links nach Rundhögen ging, verließ sie die E14 und kurz darauf auch ihren Mietwagen, griff nach ihrem Rucksack, holte die Gebirgskarte über das Gebiet heraus und lief los.

Hundertzweiundzwanzig Minuten später hielt sie an. Etwas außer Atem, aber keineswegs müde. Sie war nicht so schnell

gelaufen, wie sie konnte, auf langen Strecken teilte sie sich ihre Kräfte lieber ein. An einer Bergflanke ließ sie sich nieder und trank etwas Wasser, ihre Atmung normalisierte sich schnell wieder. Anschließend setzte sie ihren Feldstecher an die Augen und nahm das kleine Holzhaus ins Visier, das etwa dreihundert Meter entfernt lag. Sie war am richtigen Ort. Die Hütte sah genau so aus wie auf dem Foto, das sie von ihrem Informanten bekommen hatte.

Soweit sie wusste, war es heutzutage nicht mehr erlaubt, am Fuß des Berges zu bauen, wo die kleine Hütte lag. Doch sie war bereits in den dreißiger Jahren errichtet worden. Irgendein Direktor mit guten Beziehungen zum Königshaus hatte einen Unterstand gebraucht, um sich bei seinen Jagden in diesem Gebiet aufzuwärmen. Im Grunde konnte man das Gebäude kaum als Haus, ja nicht einmal als Hütte bezeichnen. Wie groß mochte es sein? Achtzehn Quadratmeter? Zwanzig? Gezimmerte Wände, kleine Fenster und ein schmächtiger Schornstein, der aus der Dachpappe emporrage. Zwei Stufen führten zu einer Tür an der Schmalseite, zehn Meter daneben lag ein kleinerer zweigeteilter Verschlag; die eine Hälfte mit Tür, vermutlich ein Plumpsklo, die andere ohne, höchstwahrscheinlich ein Holzvorrat, denn es stand ein Hackklotz davor.

Hinter den grünen Mückennetzen am Fenster nahm sie eine Bewegung wahr. Er war zu Hause.

Sie legte das Fernglas beiseite, steckte die Hand erneut in den Rucksack, holte die Beretta hervor und montierte mit schnellen, routinierten Bewegungen den Schalldämpfer. Dann stand sie auf, schob die Waffe in die eigens dafür angefertigte Tasche in ihrer Jacke, hängte sich den Rucksack wieder um und ging weiter. Hin und wieder warf sie einen Blick zurück, konnte aber nirgendwo eine Regung ausmachen. Die Hütte lag ein gutes Stück von dem markierten Weg entfernt, und jetzt, Ende Oktober, wimmelte es

in dieser Gegend nicht gerade von Wanderern. Seit sie das Auto verlassen hatte, war sie erst zweien begegnet.

Knapp fünfzig Meter vor dem Ziel zog sie die Pistole aus der Tasche. Sie wägte die Möglichkeiten ab. Anklopfen und schießen, sobald er öffnete, oder darauf vertrauen, dass das Haus unverschlossen war, hineinschleichen und ihn überraschen. Sie hatte sich gerade für die erste Variante entschieden, als die Tür des Hauses geöffnet wurde. Die Frau erstarrte für den Bruchteil einer Sekunde, ging dann aber blitzschnell in die Hocke. Ein Mann in den Vierzigern trat auf die kleine Treppe. Es war ein offenes Gelände, das keinerlei Verstecke bot. Das Einzige, was sie tun konnte, war, so still wie möglich in der Hocke zu bleiben. Jede Bewegung konnte seine Aufmerksamkeit erregen. Ihr Griff um die Pistole wurde fester. Selbst wenn er sie sähe, bliebe ihr noch genügend Zeit, um aufzuspringen und auf ihn zu schießen, ehe er entkommen konnte. Knapp vierzig Meter. Sie würde definitiv treffen, ihn vermutlich auch töten, aber optimal wäre dieser Ablauf nicht. Im schlimmsten Fall konnte er sich verletzt in die Hütte schleppen und dort eine Waffe holen. Wenn er sie jetzt entdeckte, wäre alles viel riskanter.

Doch er bemerkte sie nicht. Er schloss die Tür, ging die zwei Stufen hinab, dann nach rechts und steuerte auf den Schuppen zu. Sie beobachtete, wie er die Axt nahm, die im Hackklotz steckte, und Holz zu hacken begann.

Langsam stand sie auf, zog sich ein wenig nach rechts zurück, damit sie vom Haus verdeckt war, falls der Mann eine Pause machen, den Rücken strecken und in die schöne Landschaft hinausschauen würde.

Die Axt. Konnte sie zum Problem werden? Vermutlich nicht. Wenn alles nach Plan lief, würde er sie gar nicht rechtzeitig als Bedrohung wahrnehmen und ihr daher auch nicht mit einer solchen Nahkampfwaffe gefährlich werden können.

Sie blieb direkt hinter dem Haus stehen, atmete durch, sammelte sich einige Sekunden lang und schlich dann um den Hausgiebel.

Der Mann wirkte mehr als überrascht, sie zu sehen. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, vermutlich wollte er fragen, wer sie war, vielleicht auch, was sie hier zu suchen hatte, mitten in der Gebirgslandschaft Jämtlands, und ob er ihr weiterhelfen könnte. Es spielte keine Rolle.

Sie verstand kein Schwedisch, und er würde nie eine Antwort bekommen.

Die schallgedämpfte Pistole hustete leise, und alle Bewegungen des Mannes froren unmittelbar ein, als hätte jemand in einem Film auf die Pause-Taste gedrückt. Dann glitt die Axt aus seiner Hand, die Knie sackten nach links, der Körper fiel nach rechts. Ein dumpfer Rums, als seine achtzig Kilo Gewicht auf dem Boden aufschlugen. Er war bereits tot, sein Herz von der Kugel punktiert, als er aufkam. Ganz so, als hätte ihn eine unsichtbare Hand brutal in die stabile Seitenlage geworfen.

Sie steckte die Beretta wieder in die Tasche und überlegte, ob sie sich um das Blut auf dem Boden kümmern oder diese Aufgabe der Natur überlassen sollte. Selbst wenn man den Toten vermisste – und das würde, wie sie bereits wusste, der Fall sein – und jemand zu der kleinen Hütte kommen und ihn suchen würde, würde man seine Leiche nie finden. Das Blut verriet, dass ihm etwas zugestoßen war, mehr aber auch nicht. Und niemand würde je einen Beweis entdecken, auch wenn er das Schlimmste befürchtete. Der Mann würde für immer verschwunden sein.

«Papa?»

Die Frau zog erneut ihre Waffe und drehte sich blitzschnell um. Ein einziger Gedanke schoss ihr durch den Kopf.

Kinder. Es sollte hier keine Kinder geben.

Er zitterte leicht an den Schultern, und sein Kopf wackelte ein wenig. Merkwürdig. Diese Bewegung konnte er nicht mit seinem Traum in Verbindung bringen. Träumte er denn überhaupt? Wenn, dann jedenfalls nicht das Übliche. Nicht von einer kleinen Hand in der seinen. Es gab kein brausendes Donnern, das sich unerbittlich näherte. Kein wirbelndes Chaos. Doch, er musste träumen, denn jemand sagte seinen Namen.

Sebastian.

Aber wenn er nun tatsächlich träumte, er war sich da ganz und gar nicht sicher, so war er auf jeden Fall allein in diesem Traum. Allein in der Finsternis.

Er schlug die Augen auf und sah direkt in ein anderes Augenpaar. Blau. Darüber schwarze Haare, kurzgeschnitten, zerzaust. Darunter eine gerade, kleine Nase und ein lachender Mund.

«Guten Morgen. Entschuldige bitte, aber ich wollte dich gern wecken, bevor ich gehe.»

Mühsam stemmte Sebastian sich auf die Ellbogen. Die Frau, die ihn geweckt hatte, schien mit seiner Anstrengung zufrieden, ging wieder zum Fußende des Bettes, blieb vor einem Ganzkörperspiegel stehen und zog ein Paar Ohringe an, die sie zuvor aus einem kleinen Regal an der Wand genommen hatte.

Kurz darauf war Sebastians Schlaftrunkenheit wie weggeblasen, und die Erinnerungen an den gestrigen Tag tauchten wieder auf.

Gunilla, siebenundvierzig Jahre, Krankenschwester. Sie waren sich einige Male im Karolinska-Krankenhaus begegnet, jener Uniklinik, in der Sebastian mit seiner schweren Verletzung

behandelt worden war. Gestern hatte er seinen letzten Termin zur Nachsorge gehabt, und im Anschluss hatte sie ihn begleitet. Erst waren sie in der Stadt ausgegangen, dann zu ihr. Erstaunlich guter Sex.

«Du bist schon aufgestanden.»

Er begriff, dass seine Feststellung nicht gerade genial war. Dies war eine Situation, in der er sich unwohl fühlte: nackt im Bett zu liegen, während die Frau, mit der er die Nacht verbracht hatte, bereits angezogen und bereit für den Tag vor ihm stand. In der Regel war er derjenige, der zuerst aufstand. Meist und am liebsten, ohne seine jeweiligen Partnerinnen dabei zu wecken. So wollte er es. Je weniger er reden musste, ehe er ging, desto besser.

«Ich muss zur Arbeit», informierte sie ihn und warf ihm im Spiegel einen schnellen Blick zu.

«Was denn? Jetzt?»

«Ja. Jetzt. Eigentlich bin ich sogar etwas spät dran.»

Sebastian streckte sich nach rechts und angelte seine Armbanduhr vom Nachttisch. Kurz vor halb neun. Gunilla war mit dem Ohrschmuck fertig und schloss eine schmale Silberkette im Nacken. Sebastian sah sie ungläubig an. Diese Frau war siebenundvierzig Jahre alt und wohnte mitten in Stockholm. Wie konnte ein Mensch trotzdem so naiv und gutgläubig sein?

«Bist du nicht ganz bei Trost?», fragte er und setzte sich auf. «Du hast mich gestern erst kennengelernt. Ich könnte deine halbe Wohnung ausräumen.»

Gunilla sah ihn erneut im Spiegel an und lächelte verschmitzt.

«Hast du denn vor, meine halbe Wohnung auszuräumen?»

«Nein. Aber das würde ich wohl auch antworten, wenn es so wäre.»

Inzwischen hatte Gunilla all ihren Schmuck angelegt, und nach einem letzten, prüfenden Blick in den Spiegel kehrte sie zu

seiner Betthälfte zurück. Sie setzte sich auf die Kante und legte eine Hand auf seinen Brustkorb.

«Erstens kenne ich dich nicht erst seit gestern. Gestern bin ich zum ersten Mal mit dir ausgegangen. Aber in der Arbeit habe ich all deine Kontaktdaten. Solltest du also den Fernseher mitnehmen, weiß ich, wo ich dich finden kann ...»

Für einen kurzen Moment schwirrte Sebastian der Gedanke an Ellinor durch den Kopf, doch er verdrängte ihn sofort wieder. Er würde gezwungenermaßen sowieso bald ziemlich viel Zeit und Energie für sie aufbringen müssen. Aber nicht jetzt. Gunilla lächelte ihn erneut an. Sie scherzte mit ihm. Sebastian erinnerte sich an das gestrige Rendezvous.

Ja, sie lachte viel.

War ein fröhlicher Mensch.

Es war ein netter Abend gewesen.

Jetzt beugte Gunilla sich kurz vor und küsste ihn so schnell auf den Mund, dass er sich nicht rechtzeitig wehren konnte. Dann stand sie auf. Auf dem Weg zur Schlafzimmertür sagte sie: «Außerdem wird Jocke dich schon im Auge behalten.»

«Jocke?» Sebastian wühlte in seinem Gedächtnis nach irgendeinem Jocke, den er mit ihr in Verbindung bringen konnte. Fehl-anzeige.

«Joakim. Mein Sohn. Du kannst mit ihm zusammen frühstücken, wenn du willst.»

Sebastian starrte sie an. Er brachte kein Wort heraus. War das ihr Ernst? Ein Sohn? In dieser Wohnung? Wie alt mochte er sein? Und wie lange war er schon hier? Etwa die ganze Nacht? Sebastian erinnerte sich, dass sie nicht gerade diskret gewesen waren.

«Aber jetzt muss ich wirklich los. Danke für den schönen Abend.»

«Danke gleichfalls», stammelte Sebastian, ehe Gunilla das Schlafzimmer verließ und die Tür hinter sich zuzog. Er sank

mit dem Kopf auf das Kissen zurück und hörte, wie sie sich von jemandem verabschiedete – vermutlich dem Sohn –, woraufhin eine weitere Tür ins Schloss fiel. Dann wurde es still in der Wohnung.

Sebastian räkelte sich, ohne dass es weh tat.

Eigentlich hatte er schon seit einigen Wochen keine Schmerzen mehr, doch er genoss das Gefühl, sich wieder ohne Qualen bewegen zu können, noch immer.

Vor etwas mehr als zwei Monaten war er von Edward Hinde, Psychopath und Serienmörder, mit dem Messer attackiert worden, an den Waden und am Bauch. Sebastian war sofort operiert worden, und zunächst hatten seine Heilungschancen sehr gut gestanden, doch dann gab es Komplikationen. Über eine Woche hatte er eine Drainage getragen, da seine Lunge punktiert gewesen war. Wenn man den Schlauch entfernt habe, sei es nur noch eine Frage der Zeit, ehe er wieder der Alte wäre, hatte man ihm gesagt. Doch er bekam eine Entzündung, bei der sich Flüssigkeit bildete, und sie stachen ein neues Loch in ihn hinein, saugten das Wasser in der Lunge ab und nähten ihn wieder zusammen. Er bekam allerlei Aufgaben und Verhaltensregeln mit nach Hause. Viel zu umfangreich, zu anstrengend und zu langweilig, um sie zu befolgen. Vielleicht erkrankte er deshalb anschließend an einer Lungenentzündung, vielleicht hätte er sie auch so bekommen. Aber nun war er endgültig geheilt. Seit gestern auch offiziell.

Doch auch wenn sein Körper wieder gesund war, ging ihm der Fall Hinde nicht aus dem Kopf.

Das lag zum einen daran, dass Hinde sich an ihm gerächt hatte, indem er mehrere Frauen ermorden ließ, mit denen Sebastian einmal eine sexuelle Beziehung gehabt hatte. Da er seit dem Jahr 1996, als Sebastian für Hindes Verhaftung gesorgt hatte, im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses von Lövhaga gesessen

hatte, war er natürlich nicht in der Lage gewesen, die Morde selbst auszuführen, aber mit Hilfe eines dort angestellten Putzmannes war es ihm trotzdem gelungen, seinen Rachefeldzug teilweise in die Tat umzusetzen.

Vier Frauen hatten ihr Leben gelassen.

Frauen, die nur einen gemeinsamen Nenner hatten: Sebastian Bergman.

Das Gefühl, dass er am Tod der vier Frauen Schuld hatte, war irrational, aber ganz abschütteln konnte er es trotzdem nicht.

Nachdem die Reichsmordkommission den Putzmann gefasst hatte, war Hinde aus dem Gefängnis geflohen und hatte Vanja Lithner gekidnappt, und auch das keineswegs zufällig. Aber nicht deswegen, weil sie mit Sebastian gemeinsam in der Reichsmordkommission arbeitete. Nein, Hinde hatte irgendwie herausgefunden, dass sie Sebastians Tochter war.

Nun war Edward Hinde tot, doch mitunter plagte Sebastian die Frage, ob – wenn schon Hinde es herausgefunden hatte – nicht auch andere Menschen diesen Schluss ziehen konnten. Das wollte er auf keinen Fall. Vanja und er hatten inzwischen ein gutes Verhältnis zueinander. Ein besseres denn je.

Er hatte Vanja das Leben gerettet, dort draußen in dem einsamen Haus, wohin Hinde sie verschleppt hatte. Das war natürlich ein wichtiger Grund. Doch Sebastian war es egal, ob sie es nur aus Dankbarkeit mit ihm aushielt. Hauptsache, sie tat es. Und sogar mehr als das. Seit dem dramatischen Ereignis hatte sie seine Nähe sogar ganze zwei Mal freiwillig gesucht. Erst war sie zu ihm ins Krankenhaus gekommen, und als er schließlich wieder entlassen worden war, vor seiner Lungenentzündung, hatte sie sogar vorgeschlagen, sich auf einen Kaffee zu treffen.

Sebastian erinnerte sich noch gut daran, was für ein Gefühl das gewesen war, ihre Frage zu hören.

Seine Tochter rief ihn an und wollte ihn sehen.

Er wusste kaum mehr, worüber sie sich bei dem Treffen unterhalten hatten. Eigentlich wollte er sich an jedes Detail, an jede Nuance erinnern, aber der Augenblick war zu überwältigend gewesen. Die Situation zu groß. Eineinhalb Stunden hatten sie im Café gesessen, nur sie und er. Auf ihre Initiative hin. Keine harten Worte. Kein Kampf. Seit dem zweiten Weihnachtstag 2004 hatte er sich nicht mehr so lebendig, so gegenwärtig gefühlt. Immer wieder kehrte er in Gedanken zu den neunzig Minuten zurück, die sie miteinander verbracht hatten.

Und es konnte mehr Zeit werden. Musste mehr werden. Denn er durfte wieder arbeiten und wollte es auch. Manchmal ertappte er sich sogar dabei, sich nach dem Job zu sehnen. Eingebunden zu sein, das war auch wichtig. Aber am wichtigsten war es ihm, in Vanjas Nähe zu sein. Er hatte sich damit ausgesöhnt, dass er nie ihr Vater werden konnte. Jeder Versuch, Valdemar Lithner diese Rolle abzuluchsen, würde alles zerstören. Obwohl er bisher ohnehin nicht viel hatte aufbauen können, was sich zerstören ließ. Ein Krankenbesuch und neunzig Minuten Kaffeetrinken, immerhin.

Akzeptanz.

Eine gewisse Fürsorge.

Vielleicht sogar eine beginnende Freundschaft.

Sebastian schlug die Decke beiseite und verließ das Bett. Er fand seine Boxershorts auf dem Boden und die übrigen Kleidungsstücke auf der Stuhllehne, über die er sie neun Stunden zuvor geworfen hatte. Nach einem abschließenden Blick in den Spiegel fuhr er sich durch das Haar, öffnete die Schlafzimmertür und schlich ins Wohnzimmer hinaus. Einen Moment blieb er in der Tür stehen und lauschte. Aus der Küche am anderen Ende der Wohnung drangen Geräusche. Musik. Ein Löffel, der gegen

Porzellan klirrte. Offenbar frühstückte Jocke bereits ohne ihn. Sebastian ging die letzten Schritte zur Toilette, schlüpfte hinein und schloss hinter sich ab. Er hatte das starke Bedürfnis nach einer Dusche, aber der Gedanke, sich ein weiteres Mal Wand an Wand mit Gunillas Sohn auszuziehen, sorgte dafür, dass dies ein unerfülltes Bedürfnis blieb. Er betätigte die Spülung, wusch sich Hände und Gesicht und ging wieder hinaus.

Auf dem Weg zur Haustür begriff er mit Schrecken, dass er gezwungen war, an der Küche vorbeizugehen. Genau dabei wollte er es auch belassen. Beim Vorbeigehen. Der Sohn, der dort saß, sollte höchstens einen Rücken zu Gesicht bekommen, wenn er von seinem Teller aufblickte. Sebastian eilte an der Küche vorüber, fand im Flur seine Schuhe, zog sie an und suchte die Garderobenhaken an der Wand nach seiner Jacke ab. Sie war nirgends zu sehen.

«Deine Jacke ist hier», sagte eine tiefe Stimme aus der Küche. Sebastian kniff die Augen zusammen und fluchte still vor sich hin. Genau so war es. Er hatte an der Haustür die Schuhe ausgezogen, nicht aber die Jacke. Hatte den Eindruck vermitteln wollen, ein wenig auf dem Sprung zu sein, ganz so, als hätte er vielleicht nicht genügend Zeit, um zu bleiben, obwohl sie beide wussten, dass es genau darauf hinauslief. Erst in der Küche dann hatte er die Jacke abgestreift, während sie eine Flasche Wein für sich öffnete.

Sebastian seufzte schwer und stapfte in die Küche. Am Tisch saß ein junger Mann, schätzungsweise zwanzig, mit einem Teller Joghurt und einem eReader vor sich. Er deutete mit dem Kopf auf den Stuhl an der anderen Seite des Tisches, ohne von seiner Lektüre aufzusehen.

«Da drüben.»

Sebastian ging hin und nahm die Jacke von der Lehne.

«Danke.»

«Keine Ursache. Willst du was essen?»

«Nein danke.»

«Und, alles gekriegt, wofür du gekommen bist?»

Der junge Mann konzentrierte sich noch immer auf das Gerät vor ihm auf dem Tisch. Sebastian blickte zu ihm hinüber. Wahrscheinlich wäre es am einfachsten gewesen, den Kommentar zu überhören und einfach zu gehen, aber warum sollte er es sich leichtmachen?

«Hast du einen Kaffee für mich?», fragte Sebastian, während er sich in die Jacke zwängte. Wenn Gunillas Sohn ihn nicht hierhaben wollte, blieb er gern noch ein Weilchen. Ihn kostete es jedenfalls nichts. Verwundert sah der Jüngling von seiner Lektüre auf.

«Neben der Spüle», sagte er mit einer erneuten Kopfbewegung in Sebastians Richtung, die ihn vermuten ließ, dass der Kaffee hinter ihm stand. Er drehte sich um, sah aber weder eine Kaffee- noch eine Thermoskanne oder was auch immer er erwartet hatte. Dann erblickte er ein schwarzes, halbkreisförmiges Ungetüm, das eher an einen futuristischen Motorradhelm erinnerte. Aber es ragte ein kleiner Metallhahn daraus hervor, unter dem ein Auffanggitter angebracht war, und an der Seite gab es Knöpfe. Oben noch mehr Metall. Daneben standen drei kleine Glastassen, die Sebastian endgültig davon überzeugten, dass die Maschine wohl irgendeine Form von Getränk ausspuckte.

«Weißt du, wie sie funktioniert?», fragte der Sohn, als Sebastian keine Anstalten machte, sich dem Gerät zu nähern.

«Nein.»

Jocke schob den Stuhl zurück und ging an Sebastian vorbei zur Arbeitsfläche.

«Was möchtest du denn haben?»

«Irgendwas Starkes. War spät gestern.»

Jocke warf ihm nur einen müden Blick zu, nahm eine Kapsel

aus einem Gestell neben der Maschine, das Sebastian noch gar nicht bemerkt hatte, legte sie in die Maschine, stellte eine der Glastassen auf das Gitter und drückte einen Knopf.

«Aha. Und wer bist du, wenn ich fragen darf?», brummte er mit einem desinteressierten Blick in Sebastians Richtung.

«Dein neuer Papa.»

«Cool. Humor. Sie sollte dich behalten ...»

Dann drehte er sich um und setzte sich wieder an den Tisch. Sebastian dämmerte, dass Joakim schon zu viele Vormittage mit zu vielen unbekanntem Männern in seiner Küche erlebt hatte. Schweigend nahm er das Tässchen vom Gitter. Der Kaffee war wirklich stark. Und heiß. Er verbrannte sich die Zunge, leerte die Tasse aber dennoch unter Schweigen.

Zwei Minuten später war er draußen im grauen Septembermorgen.

Auf der Straße angekommen, musste er sich zunächst kurz orientieren, ehe er wusste, wie er am schnellsten nach Hause kam. Zu der Wohnung in der Grev Magnigatan.

Zu Ellinor Bergkvist. Seiner Untermieterin, oder als was auch immer er sie bezeichnen sollte. Wie sie dazu geworden war und wieso sie ausgerechnet bei ihm gelandet war – all das war Sebastian noch immer ein Rätsel.

Sie hatten sich zu der Zeit kennengelernt, als Hinde begonnen hatte, Sebastians Sexpartnerinnen zu ermorden, woraufhin er zu Ellinor gefahren war, um sie zu warnen. Das hatte schließlich dazu geführt, dass sie bei ihm einzog. Er hätte sie schon damals sofort vor die Tür setzen müssen. Aber sie war immer noch da.

Sebastian hatte viel Zeit damit verbracht, über seine Beziehung zu Ellinor zu grübeln. Manche Dinge wusste er mit Sicherheit.

Er liebte sie definitiv nicht.

Mochte er sie? Nein, nicht einmal das. Aber er hatte in gewisser Weise zu schätzen gelernt, was sie mit seinem Leben angestellt hatte, seit sie sein ungebetener Gast geworden war. Sie verlieh seinem Dasein eine Form der Normalität. Gegen alle Widerstände erwischte Sebastian sich dabei, wie er sich in ihrer Gesellschaft wohl fühlte. Sie kochten gemeinsam. Lagen im Bett und sahen fern. Schiefen miteinander. Oft. Sie pfiff fröhlich vor sich hin, sie kicherte vergnügt. Wenn er nach Hause kam, sagte sie, dass sie ihn vermisst habe. Am liebsten hätte er sich das nicht eingestanden, denn so sollte es eigentlich nicht sein, nicht mit Ellinor – doch ihre Nähe hatte tatsächlich dafür gesorgt, dass er seine Wohnung zum ersten Mal seit vielen Jahren als eine Art Zuhause betrachtete.

Ein dysfunktionales, aber dennoch ein Zuhause.

Ob er sie ausnutzte? Unbestritten. Eigentlich scherte er sich einen feuchten Kehrriech um sie. Alles, was sie plapperte, ging bei ihm zum einen Ohr hinein und zum anderen hinaus. Sie war wie eine Geräuschkulisse. Aber während seiner Reha-Zeit war sie ihm tatsächlich eine unentbehrliche Hilfe gewesen. Wenn er ehrlich war, wusste er nicht, wie er die Wochen seiner Lungenentzündung ohne sie durchgestanden hätte. Sie hatte sich von ihrer Arbeit im Kaufhaus freigenommen und war nicht von seiner Seite gewichen. Doch so dankbar er auch war, das allein reichte nicht.

Ellinor war eine Haushaltshilfe, mit der er auch Sex hatte, sie war aufopferungsvoll bis zur Selbstaufgabe, grenzenlos in ihrer Bewunderung und nicht ganz normal im Kopf. Und obwohl sein Leben durch sie in jeglicher Hinsicht einfacher und bequemer geworden war, würde er es auf Dauer nicht mit ihr aushalten. Die Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit, die sie mitgebracht hatte, war nur eine Chimäre. Ein Konstrukt, das er eine Zeitlang geschätzt,

ja sogar gestützt hatte, jetzt aber nicht länger aufrechterhalten konnte.

Er war wieder gesund, er hatte vorsichtig begonnen, sich Vanja anzunähern, er hatte aller Voraussicht nach wieder einen Job. Alles in allem der Beginn von etwas, das ein neues Leben werden konnte.

Er brauchte Ellinor nicht länger.

Sie musste weg.

Aber sie loszuwerden würde alles andere als einfach, das wusste er.

Shibeka Khan wartete. Wie üblich. Sie saß am Küchenfenster im dritten Stock des heruntergekommenen Hochhauses in Rinkeby. Draußen färbte sich das Laub der Bäume allmählich gelb und rot, auf den freien Flächen zwischen den Blöcken lärmten Kinder. Shibeka wusste nicht mehr genau, wie viele Jahre sie schon hier saß und den Kindern beim Spielen zusah. Dieselben Fenster, dieselbe Wohnung, neue Kinder. Außerhalb dieser vier Wände verging die Zeit so schnell. Und drinnen schien sie stehen geblieben zu sein.

Sie genoss die Stunden, nachdem die Kinder zur Schule aufgebrochen waren und bevor der Tag richtig begann. Sie war sehr aktiv, hatte viele Freunde, arbeitete als Pflegehelferin, besuchte einen Fortgeschrittenkurs in Schwedisch und machte seit letztem Jahr eine Ausbildung zur Krankenschwester. Doch an jenen Tagen, an denen sie morgens freihatte, saß sie am Fenster und beobachtete das Leben dort draußen. Es war gewissermaßen ihr anderes Leben. Eine Zeit, in der sie Hamid ihre Liebe und ihren Respekt erwies.

Wenn sie zurückrechnete, würde sie sich wieder genau daran erinnern, seit wie vielen Jahren sie hier schon saß, das wusste sie. Aber in diesem Moment brachte sie es nicht über sich. Sie ertrug es nicht, sich zu erinnern. Ihre Jungen waren das deutlichste Zeichen für die verronnene Zeit. Mehran ging schon in die neunte Klasse. Eyer mühte sich in der siebten ab, ihm fiel das Lernen nicht so leicht wie seinem großen Bruder. Als Hamid verschwand, war Eyer vier gewesen und Mehran gerade sechs geworden. Shibeka erinnerte sich noch, wie ihr Ältester gestrahlt hatte,

als sein Vater ihm seinen ersten Schulranzen schenkte – schwarz mit zwei blauen Streifen –, den Mehran zum Schulbeginn im Herbst tragen sollte. Seine dunklen, fröhlichen Augen, die vor Stolz glänzten, weil er jetzt groß war. Die Umarmung von Vater und Sohn. Eine Woche später war Hamid weg gewesen. Wie vom Erdboden verschluckt. Es war ein Donnerstag. Ein Donnerstag vor sehr langer Zeit.

Merkwürdigerweise hatte sie fast das Gefühl, ihn mit jedem Jahr mehr zu vermissen. Nicht auf dieselbe, intensive Weise, wie sie es anfangs getan hatte, sondern ... irgendwie trauriger, schmerzvoller.

Plötzlich wurde Shibeka wütend auf sich selbst. Jetzt war sie wieder an demselben Punkt angelangt in ihren Erinnerungen. Die sie kaum aushielt. Aber ihren Gedanken war es egal, was sie wollte. Leichtfüßig glitten sie an Shibekas Kontrollversuchen vorbei und fanden immer einen neuen Weg zurück in die Vergangenheit. Zu den Freunden, die ihr damals bei der Suche halfen. Zu den Fragen und der Verzweiflung der Kinder. Zu Hamids bestem Anzug, den sie von der Reinigung abgeholt hatte und der seither vergebens auf ihn wartete. Es war ein Karussell aus Bildern und Augenblicken. Getrieben von der Hoffnung, die Gedanken könnten etwas preisgeben, was sie übersehen hatte, etwas, das alles erklären würde. Aber sie wurde stets aufs Neue enttäuscht. Jedes Detail hatte sie schon tausendmal durchdacht, jedes Gesicht war ihr bekannt. Es war sinnlos.

Um diesem ewigen Kreislauf zu entrinnen, musste Shibeka an etwas anderes denken. Es war Freitag, und sie wusste, dass er bald kommen würde. Anschließend würde er zwei Tage nicht mehr auftauchen. Eigentlich glaubte sie nicht mehr daran, dass sie eine Antwort erhalten würde, aber sie weigerte sich aufzugeben und hatte ihnen weiterhin geschrieben. Ihr Schwedisch verbessert, an ihrer Handschrift gearbeitet und sich die bürokrati-

sche Sprache angeeignet. Inzwischen war sie so versiert darin, an die Behörden zu schreiben, dass viele ihrer Freunde sie um Hilfe baten.

Dann sah sie ihn. Den Briefträger. Wie immer radelte er den Fußweg entlang und begann seine Runde bei Aufgang 2, fuhr dann zu 4 und 6, bis er schließlich die 8 erreichte. Ihre Hausnummer.

Sie wartete so lange, bis sie ihn aus der Nummer 6 gehen sah, ehe sie langsam aufstand und in den Flur trat. Sie versuchte, so leise wie möglich zu sein, nicht weil es nötig war, sondern weil sie sich einbildete, dass die Stille ihre Chancen in irgendeiner Weise erhöhte.

Bisher hatte es nicht viel geholfen.

Sie stellte sich an die Tür und lauschte. Nach einer Weile hörte sie das träge, metallische Klicken der Haustür, die dort unten aufgezogen wurde. Vor ihrem inneren Auge sah sie, wie er zum Aufzug ging und den Knopf drückte. Er fuhr immer erst ganz hinauf, um sich anschließend Stockwerk für Stockwerk nach unten zu arbeiten. Das war seine Routine. Ihre bestand darin, im Flur zu stehen, ohne einen Mucks von sich zu geben.

Sie drückte sich gegen die Tür und lauschte. Zwei Arten von Geräuschen. Zum einen draußen, in weiter Ferne, zum anderen ihr eigener Atem und das Surren des Kühlschranks in der Küche. Zwei verschiedene Welten, voneinander getrennt durch die Tür und einen stählernen Briefschlitz. Jetzt näherten sich Schritte, und sie presste sich noch dichter an die Tür. Dies war ein geradezu heiliger Moment für sie.

Entweder es war Allahs Wille oder nicht.

So einfach war das.

Mit einem für Shibeka fast ohrenbetäubenden Schlag wurde die Klappe des Briefschlitzes nach innen gedrückt, und eine Reihe bunter Werbekataloge fiel vor ihr auf den Boden. Die

Geräusche und die Welt dort draußen verschwanden, als Shibeka sich konzentriert über den Haufen beugte, der nun auf dem Teppich im Flur lag. Unter dem Wochenangebot des Supermarkts lag ein weißer Umschlag.

Vom Schwedischen Fernsehen.

Diesmal war es Allahs Wille gewesen.